

**Yvonne Adhiambo Owuor**  
**DER ORT, AN DEM**  
**DIE REISE ENDET**

Roman

Aus dem Englischen  
von Simone Jakob

Leseprobe

**DUMONT**

# 1

Da. Das könnte sie malen, mit Pinselstrichen wie Messerstiche. Und da. Landschaften des Verlusts kolorieren. Das könnte sie für ihn malen, dieses Verlangen, seine ganz eigene Stimme zu hören; auf die Echos blutiger Schritte lauschen, sich tote Augen leihen, die ihr helfen, ihn wiederzufinden. Und da. Zerklüftete Abgründe des Schmerzes, ein riesiger Wasserfall der Sehnsucht, der sich von den Klippen unablässig ins Nichts ergießt.

Aggrey Nyipir Oganda, ihr Vater, steht wie eine feingliedrige dunkle Steinstatue vor ihr. Nur sein Blick schweift umher, nimmt alles in sich auf, die Leere. Die Augen sind geschwollen und gerötet, schattige Tränenspuren streifen das Ebenholzgesicht. Seine alte Polizeihaltung ist noch untadelig. Kerzengrade, steif und ruhig steht er da in seiner Alte-Welt-Eleganz, einem leicht schäbigen Mantel aus den 1970ern und einem Fedora aus den 1950ern. Ein Hauch von Altersgrau, heimlich haben sich Falten in seinen Augenwinkeln gesammelt. Seine Manieren sind, wie die vieler kenianischer Männer seines Alters, vornehm und englisch-kolonial, gestrandet in den Paradoxien der Zeit.

Ajany verzieht die vollen Lippen. *Da*. Der Beweis. Sie sind Nachfahren einer Ahnenreihe lebender Toter. Sie atmet ein und dreht sich so, dass sie den beigefarbenen Sarg sehen kann, Heimat des jüngsten ruhelosen Toten, an einem Tag, an dem gefälschte Wahlergebnisse ein idyllisches Land in Flammen aufgehen lassen werden. Die Außenwelt ist überflutet von menschlichen Geräuschen, Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, Wahlmanipulation und dem mathematischen

Wunder von Stimmen, die sich von selbst teilen und vervielfachen. Doch hier, in ihrer in sich geschlossenen Welt, wo auf einer einsamen, verkrüppelten Silbereiche ein blauvioletter Vogel zwitschert und um halb vier der Tod umgeht, beugt Ajany sich vor und lauscht, um den Geschichten ihres Bruders Odidi zu lauschen, dessen Worte Schiffe erschufen, die sie immer in sichere Gefilde trugen.

Stunden zuvor: In einem Leichenschauhaus voll vergessener Toter, unvorbereiteter Toter und glücklicher Toter, hatte die Kälte ihrer aller Hände ebenso blassgelb gefärbt wie Moses Odidi Ogandas lange, dicke Finger. Sie suchten unter den achtlos abgelegten Toten nach ihrem eigenen, um ihn mitzunehmen.

Nachdem die Autopsie abgeschlossen war und ein Mitarbeiter der Leichenhalle Odidi mit nikotinfleckigen Fingern wieder zugenäht hatte, putzten Vater und Schwester ihn heraus: olivgrüner Khaki-Anzug, schwarze Socken und braune Lederschuhe, erworben in einem nahe gelegenen, teilweise geschlossenen, bewachten Einkaufszentrum, dessen Manager die Furcht vor dem unweigerlichen Höllenausbruch gegen die Gier aufwogen, den letzten Geldfluss der panischen Bürger zu melken. Gegen halb vier, als alle Dokumente unterschrieben, alle Protokolle angepasst und somit eingehalten worden waren, war Moses Ebewesit Odidi Oganda offiziell tot.

Arabel Ajany Oganda steht unter einem grauen Himmel, über den Schatten huschen. Zwei Gaukler, prophetische Vögel, suchen den Boden nach erkaltenden Körpern ab. Savannenvögel umkreisen eine Stadt, die auf einen Abgrund zurast, während vier Männer auf einen weißen Leichenwagen zugehen, an dessen Frontscheibe zerfetzte, rote Bänder flattern.

Ajany pustet in ihre Hände, sie fröstelt. Blasen und Blutergüsse bilden sich an verborgenen Stellen in ihrem Inneren, während sie äußerlich den Blick auf Babas glänzend braune

Schuhe geheftet hat, die seine wirkungsvolle Deplatziertheit noch betonen. Galle brennt in ihrem Hals und erstickt ihre Schreie. *Ich hasse ... Was?* Sie schluckt, konzentriert sich auf Nyipir, der den Sarg fixiert und ein kehliges Schlaflied haucht. *Oombe, Oombe/Nyathi maywak ondiek chame ...* Sie horcht nach Odidi. Nach Worten, die das Leben in den reglosen Körper zurückkehren lassen, den sie gesehen und berührt hat. *Odi, wach auf,* fleht sie im Rhythmus ihres Atems.

Nyipir Oganda hebt die Hand. Sechs andere Augen haben auf dieses Zeichen gewartet. Drei Männer: Ein Angestellter des Bestattungsunternehmens, sehnig und lahm; einer seiner Schneidezähne ist zu lang und ragt aus seinem Mund wie aus einer anderen Dimension; aus seinen Augen triefen eine braune Flüssigkeit und Wahnsinn. Dr. Mda, der Rechtsmediziner der Polizei, ein kleiner Mann mit spiegelnder Glatze, einem cherubinischen, pockennarbigen Gesicht und einem überdimensionierten Schnurrbart, der durch die großen Ohren und den unsteten Blick noch betont wird; seine beigefarbene Hose ist eine Nummer zu klein. Ali Dida Hada, wie Ajany ihn noch nie gesehen hat – in einer Polizeiuniform, mit den Insignien eines stellvertretenden Leiters der obersten Polizeibehörde und einem schwarzen Schlagstock unter dem Arm. Sein Lächeln ist eine dünne Linie, die seinen schmalen Schnurrbart spiegelt. Als sie acht Jahre alt war und der damals neu angekommene Ali Dida Hada vorgab, ein umherziehender Hirte zu sein, beobachtete sie, wie er die Kamele der Familie mit seinem Falsettgesang hypnotisierte. »Er hat goldene Spiegel in den Augen«, sagte sie danach zu Odidi.

Nyipir gibt ein Zeichen. Die Männer heben den Sarg an.

Es ist nur ein kurzer Weg zu dem weißen Leichenwagen.

Sie setzen den Sarg auf die Gleitschienen und schieben ihn hinein.

Blaue Flecken in den Gesichtern strafen die oberflächliche Harmonie Lügen.

Zuvor hatte es ein Gerangel im silbernen Sektionsraum gegeben.

Nyipir sagte: »Ich nehme meinen Sohn jetzt mit nach Hause.«

Und Dr. Mda kreischte im Brustton moralischen Heldentums: »Das hier ist ein Fall für die *Hm-Polizei*. Der *Kandaver* gehört dem Staat.«

Daraufhin packte Nyipir den rundlichen Mann am Hals und würgte ihn wie ein langer Python, während der stellvertretende Leiter der obersten Polizeibehörde, Ali Dida Hada, seelenruhig und mit schräg gelegtem Kopf zusah.

»Heufen Sie mir«, röchelte Mda.

Ali Dida Hada blieb ungerührt. »Ich sage, es gibt keinen Fall.«

»Sie haben mich doch herbestellt«, sagte Dr. Mda weinerlich.

»*Eh!* Um mit wissenschaftlichen Methoden zu belegen, dass dies kein Fall für die Polizei sein *kann*.«

»Oh!«, krächzte Mda.

Nyipir ließ seinen Hals los.

Weil Dr. Mda ein praktisch veranlagter Mann war, suchte er in der Mechanik des Todes nach einer Ursache, die seine nur teilweise befleckte Seele nicht kompromittieren würde: *Exsanguination, verursacht durch Pneumothorax und Herzinsuffizienz*, eine Fußnote auf einem Totenschein, damit Moses Odidi Oganda nach Hause gebracht werden konnte.

Sirenen in der Ferne.

Draußen auf dem Hof, bei der Silbereiche und dem fröhlichen Vogel, gerinnt das Leben zum Quietschen der Leichenwagentür, dem Anblick des Sargs durch das Heckfenster, den eindringlichen Blicken anderer Fremder und schlurfenden Schritten. Keine Blumen, kein Trauerzug – der Abschied eines Bruders von einer säuerlichen Leichenhalle, wo andere Tote auf ihre Lebenden warten. Sie erinnert sich, dass der Leichen-

wagenfahrer Leonard heißt. Sein feinknochiges Gesicht wirft fragile Schatten. Er hat sich ein weißes Taschentuch um den Mantelärmel gebunden und eine Trauermiene aufgesetzt, die ihm gut zu Gesicht steht. Vorher hat Leonard Ajany und Nyipir in einem grellgelben Taxi vom Flughafen abgeholt, doch das ist jetzt nirgends zu sehen.

Ajany reibt sich das Gesicht und betrachtet die beiden Seiten der Welt. *Vor-Jetzt* ist vier Stunden und 43 Minuten her. Der Geruch nassgeregneter Erde, der sich mit dem von Rauch, Alter, Staub, Sonne und Kühen aus dem Mantel ihres Vaters mischte, in dessen Falten sie bei der Begrüßung am Flughafen kurz ihr Gesicht geborgen hat. Der Geruch des Nach-Hause-Kommens nach all der Zeit des Weit-fort-Seins. *Aber-jetzt* ist eine eisige Unendlichkeit, zäh, voller Grauen über die Stimmlosigkeit ihres großen Bruders. *Aber-jetzt* besteht aus dem bekümmerten Gemurmeln anderer Fremder – ein zerlumptes Quartett, das Altkleidergeruch verströmt. Feuchte Augen, vom Leben verhärtete Züge, so schlicht wie der hastig zusammengezimmerte leere Sarg auf dem Zement. Glatt geklopfte Gesichter. Die Augen der Frau sind blutende Wunden. Ehefrau? Schwester? Tochter? Ajany wendet den Blick ab von den anderen Bewohnern des Meeres der Abwesenheit.

Eine lethargische, weißgestreifte Eidechse verharret kurz zwischen winzigen gelben Blumen, ehe sie über Ajany's blau lackierte Zehennägel huscht, die aus den absurden, dunkelblauen, brasilianischen High Heels lugen. Ein Heulen: *Wo bist du?* Das Echo der Furcht, die mit donnernden Hufen durch ihre Seele galoppiert. Wiehernder Wahnsinn. Sie presst die langen, lackierten Fingernägel in ihre Handflächen, bis sie brechen. Tastende Dunkelheit hinter ihren Augen. Langsam ausatmen, um die Stille nicht zu zerreißen, doch es ist bereits zu spät. Vergessene Geister kehren zurück, um Anfänge einzufordern. Sie könnte sie malen, doch im Moment kann sie nichts dagegen tun, und wieder einmal nagt ein grässli-

ches Babygeschrei an ihr, das nur sie hören kann. Ajany ruft nach ihm, ihrem Geschichtenerfinder. *Odidi*. Seine Wasserlieder trösteten sie. Er wusste immer, was zu tun war.

Geräusche der Außenwelt:

Eine Etüde aus quietschenden Reifen.

Vogelzwitschern.

Eine Maschinenpistolen-Ouvertüre.

Ein Schrei.

Liedfragmente aus der Wohnung eines Unbekannten.

Franklin Boukakas schwermütiger Ausruf – *Aye Africa ... kokata koni pasi, soki na kati koteka pasi* – und eine ganze Minute lang übertönt es das Crescendo der Schreie nach *Haki yetu*: »Unsere Rechte.«

Es hat begonnen.

Ein Schluchzen steigt in Ajany's Herz auf. Ganz in der Nähe eilt ein kurz vor der Pubertät stehendes Mädchen in einem Top, mit roten Turnschuhen und einem Bauchnabelpiercing die Straße entlang und presst eine weiß-blaue Plastiktüte an sich. Eine große Hand legt sich auf Ajany's Schulter. Sie zuckt zusammen.

Ihr Vater krächzt: »*Wadhi*.« Gehen wir.

Nyipir und Ajany Oganda nähern sich dem Leichenwagen, bleiben kurz davor stehen. Die Adern an Nyipir's Hals pulsieren, Schweißperlen krönen sein Haupt.

In Ajany, ein Gefühl, als wäre ihr Name plötzlich zu etwas Fassbarem geworden; sie greift danach und erhascht einen Blick auf Teile ihres Bruders, wie Schnüre, die aus einer anderen Dimension in dieses Leben geworfen werden. Sie zieht daran, schlingt sie um ihr Handgelenk. »Komm, Odi.« Ein Murmeln.

Nyipir reibt sich die Augen, dann bückt er sich, um einzusteigen.

Ajany tut es ihm gleich.

Sie lassen sich tief in die beigefarbenen Sitze sinken, die

von Neuwagenduft durchdrungen sind. Leonard fährt los. Niemand beachtet den pulsierenden Geist neben ihnen, der, wie die anderen auch, aus eingeschlossenem Schweigen besteht.

Ali Dida Hada, der Leichenhallenmitarbeiter und Dr. Mda sehen dem weißen Wagen nach. Sie hören die plötzlichen explosiven Rhythmen eines Landes, das sein eigenes Volk erschießt, sich das eigene Herz herausreißt. Der Leichenhallenmitarbeiter rümpft die Nase. »Aieeee! So viel Arbeit ... und das kurz vor Neujahr. Und wann sehe ich meine Ma wieder?«

---

Von der Ostküste wehen gewaltige dunkelblaue Wolken heran, die sich, vom warmen Wind in Nairobi hinterrücks attackiert, zerstreuen – besiegte Guerillakrieger. Am Wilson Airport; ein achtsitziges Flugzeug mit einer Ladung *Kath* schlängelt sich zur Startbahn. Es ist das letzte kleine Flugzeug, das Nairobi in dieser Woche ohne Genehmigung von höchster Ebene verlassen wird. Die über dem Flughafenlärm kreisenden Reiher und Ibisse schreien *nganganganga*. Vater, Tochter und Sohn fliegen nach Hause.

Die Abenddämmerung ist Odidis Zeit. Aus den schemenhaften Bildern vergangener Tage fischt Ajany eins heraus: Sie sitzt mit Odidi auf einem grauschwarzen Felsen und späht in die untergehende Sonne. Lehnt sich an seine Schulter, versucht, die Welt zu lesen wie er, stottert: »Wo geht sie hin?« Er antwortet: »In die Hölle«, und lacht hämisch. Sie hatte erst vor Kurzem das Apostolische Glaubensbekenntnis gelernt.

---

Das Flugzeug hebt ab.

Der Sarg und seine Hüter nisten inmitten von Ballen grüner Kräuter. Streng, mit geradem Rücken und neu geordne-

tem Schweigen wird Nyipir wieder zur steinernen Statue: ein archetypischer Nilote. Doch in seine Stirn haben sich tiefe Falten eingegraben. Noch etwas, das sie malen kann. Wegweiser der Abwesenheit. Früher hat Ajany gedacht, Baba wäre allmächtig wie Gott, weil er einen schwarzen Leoparden heraufbeschworen hatte, um die bösen, rotäugigen Bewohner ihrer Albträume zu verjagen.

Sie zittert.

»Kalt?«, fragt Nyipir.

Babas Baritonstimme, Odidis Echo. Gut aussehend, mit Grübchen im Kinn. Alle Oganda-Männer hatten weiche, grölende Stimmen.

Ajany dreht sich um. Ihr schmales Gesicht, das nur aus knöchigen Ecken und Kanten zu bestehen scheint, reflektiert das Licht des Himmels. Frische Blutflecken auf ihren Ärmeln. Die Rüschen ihres orangefarbenen Rocks sind verdreckt. Sie ist noch winziger, als Nyipir sie in Erinnerung hatte. Aber sie ist schon immer so ein kleines, stotterndes Ding gewesen, mit buschigem Haar und großen Augen. Mehr Schatten als Mensch, den Kopf schräg gelegt, als warte sie auf die Lösung uralter Rätsel. Nyipir räuspert sich. Aus der Finsternis seiner Seele knurrt er: »Mama ... äh ... sie wollte ... ähm ... dich begrüßen kommen.«

Ajany hört die Lüge. Schluckt sie wie Gift, zeichnet unsichtbare Kreise an die Scheibe. Starrt hinunter ins Grün der Kaffee- und Ananasplantagen.

»Ja«, sagt Nyipir zu sich selbst, schon jetzt verloren, schon jetzt verängstigt. Er rutscht auf dem Sitz herum. Das Sterben hat bereits vor langer Zeit begonnen. Lange vor den Morden an den Propheten Pio, Tom, Argwings, Ronald, Kungu, Josiah, Ouko, Mbae gab es die anderen, die »verschwundenen Unbekannten«. Eine Nation, die die Türen zu Gewölben voller Geheimnisse zuschlug. Wer weise war, wählte bald die Feigheit als Lebensart: Nichts hören, nichts sehen und nie nach-

fragen, denn Worte konnten, ebenso wie Träume, den Tod bedeuten. Sprache verriet Namen, besonders die von Freunden. Sie missbrauchte das Schweigen als Lauscher; mitgehörte beiläufige Gespräche wurden den staatlichen Häschern weitergetragen. Im Laufe der Zeit ließ man die Kei-Apfelhecken in der Nachbarschaft immer dichter und höher wachsen, um das verschreckte Volk auszuschließen. Doch einige der Verlorenen, Ungesehenen und Ungehörten hinterließen Spuren in Nyipirs Schlaf. Sie starrten ihn schweigend an, bis zu dem Tag, als seine Wahnträume mit ihm ins Tageslicht hinaustraten und sich in sein Leben drängten:

*Sie* hielten ihm eine Waffe an den Kopf.

*Klick, klick, klick.*

Er stürzte, kroch zischend wie eine Schlange über den Boden und übergab sich, weil er vergessen hatte, wie man spricht.

Heute.

Schweißnasse Handflächen, rasender Herzschlag. Nyipir schluckt. Ein Stöhnen. Ajany hört den verzehrenden Kummer ihres Vaters. Sie kratzt an einer juckenden Stelle auf ihrer Haut, tastet ihr Inneres ab wie eine Zunge auf der Suche nach Löchern im Zahn und erwartet einen stechenden Schmerz.

Heute.

Der Sog der Vergangenheit ist hartnäckig.

Aus der Luft späht Nyipir in einen immer tiefer aufklaffenden Abgrund. Sein Land, seine Heimat, reißt sich selbst entzwei. Tot geborene Stimmzettel-Revolutionen. Die Wahl von 2007 hatte so einfach sein sollen, der nächste kleine Sprung in eine strahlende kenianische Zukunft. Stattdessen löste sich alles auf in einen einzigen, endlosen Schrei der ungewollten Toten. Dieses Land, dieses heimgesuchte Ideal, all seine nictigen, gebrochenen Versprechen. Während Nyipir nach unten schaut, bildet sich Schweiß unter seinen Achseln. Rauch über

der brennenden Erde. Trockene Lippen. Noch nie hatte sein Volk sein eigenes Land in Brand gesteckt.

Unten auf dem Boden wird an jenem Abend unter einem Halbmond bei einer hastigen Zeremonie ein dicklicher Mann einen Eid murmeln, der ihn zum Präsidenten eines brennenden, sterbenden Landes macht. Diese Tat wird Öl ins Feuer der nationalen Trauer gießen, die ohnehin schon außer Kontrolle ist.

Nyipir wendet sich vom Fenster ab.

Er fliegt mit seinen Kindern nach Hause.

Trotzdem ist er allein.

Erinnerungen sind einsame Geister.

Er lässt sie ein, und sie reisen mit ihm.

Im Süden des Landes.

*12. Dezember 1963.*

Ein Soldat namens Lengees hisste in einem Park eine rot-schwarz-grün-weiße Fahne, die Funken und wie Wolken dahintreibende Visionen anzog. In der Arena dieses Spektakels führte Nyipir Oganda, auf einem stolz ausschreitenden schwarzen Pferd sitzend und mit einer kleineren rot-schwarz-grün-weißen Fahne in der Hand, einen Reiterzug an. Als wollte er einen Teufel austreiben, schrie er:

»Die Augeeeeeen – links!«

*Klipp-klapp-klipp-klapp.* Hufeklappern, seine Sicht verschwamm. Männer auf einem Podium, von denen er einige für tot gehalten hatte. Zwei andere, von denen er wusste, dass sie Menschen zu Tode geprügelt hatten. Ein weiterer war zu seiner eigenen Sicherheit inhaftiert und mit einem stetigen Strom an Weltliteratur und reizlosen Trostfrauen versorgt worden, von denen er eine geheiratet hatte. Er konzentrierte sich auf einen der Männer – Tom Joseph Mboya, der die rot-schwarz-grün-weiße Fahne entworfen hatte. Vor Jahren hatte er das Land durchkämmt und vielversprechende junge

Menschen gefunden, die er nach Amerika schickte, damit sie studieren, Erfahrungen sammeln und am Ende mit überwältigenden Träumen nach Hause zurückkehren konnten. Das Oberhaupt der Nation neigte den Kopf vor dem Fährtenucher-Polizisten mit der kenianischen Fahne, ein dunkler Mann auf einem schwarzen Pferd. Beinahe wäre Nyipir die Fahne aus der verschwitzten Hand gerutscht, als er brüllte: »Augeeeeeen geradeaus!« Ein Mosaik aus Menschen jubelte. Wanderarbeiter, Rinderzüchter, Kamelhirten, Fischer, Jäger, Träumer, Fremde, Sammler und Bauern, Vertreter von Handelsnationen, Imperiengründer und Vergessliche. Dies waren die Menschen, für die Nyipir die neue kenianische Fahne trug. Es gab auch eine Hymne, komponiert aus dem Wiegenlied einer Pokomo-Mutter:

*Eh Mungu Nguvu Yetu*

*Ilete Baraka kwetu*

*Haki iwe ngao na mlinzi ...*

Oh, Gott aller Kreaturen, segne dieses unser Land, Gerechtigkeit sei uns Schild und Schutz ...

Gemisch der Kulturen, berausende Fusion – ein neues, besseres Kenia. Als das Staatsoberhaupt, in ein Gewand gehüllt, mit einem Fliegenwedel in der Hand und einer perlenbesetzten Kofia auf dem Kopf, eine Rede hielt, dröhnte seine Stimme wie eine Basstrommel. Ruhm! Güte! Vergebung! Bildung! Harte Arbeit! Nyipir hatte die Flamme der Euphorie in seinem Körper angefacht. *Harambee! Harambee!* Packen wir es gemeinsam an! Ein Fanfarenstoß, der das Volk auf die Aufgabe einschwor, Stahl durch das ganze Land zu transportieren und eine Eisenbahn zu bauen. Ein nationaler Aufruf. Die Antwort – ein geheultes *Eeehhhhh!*

Doch dann kam die Furcht.

Sie spaltete Wörter in kleinere und immer kleinere Fragmente, bis sie zu erstickenden, stummen Geheimnissen wurden. Niemand weinte, als das rasende, fieberhafte Töten be-

gann. Ein neues Wort schlich sich ein ins Land – *nyakua*: plündern, an sich reißen. Legalisierte Straßenräuberei, doch es bekam die geschönte Bedeutung »harte Arbeit«. Entsetzen machte sich breit, als würden plötzlich alle aufwachen und entdecken, dass sich Horden von heulenden, schändenden Ghuls um ihre Betten drängten. Nyipir erinnert sich, dass die Menschen immer gebeugter gingen, um die Scham, den Verlust und die Dunkelheit in ihren Körpern in Schach zu halten. Es herrschte ein nach innen gewandtes Schweigen, und als die Leichen auftauchten, verstümmelt und wirklich und wahrhaftig tot, waren die lautesten Proteste kaum mehr als ein Flüstern. Um die nach der Unabhängigkeit geborenen Kinder zu schützen, schuf Nyipir – wie die meisten jungen kenianischen Eltern, die den Seelenverrat leugneten – Illusionen eines anderen Kenias und grölte, wann immer möglich, den Text der Nationalhymne mit, als könne Lautstärke allein den Rost aufhalten, der die nationalen Hoffnungen zerfraß. Mit fest verschlossenen Lippen, Ohren und Augen sperrten die Eltern alles Leid aus und versprachen eine »bessere Zukunft«.

Motorendröhnen, leichte Turbulenzen.

Das Flugzeug sackt kurz ab. »Bessere Zukunft.« Ein Aufstöhnen. Nyipir reibt sich die verspannten Schläfen. Seine Tochter starrt aus dem Fenster. Unter ihnen noch mehr Treibhäuser. Blumenfarmen. Ol Donyo Keri – Mount Kenya, Wächter und Offenbarung zugleich.

»Der Berg!«, entfährt es Nyipir.

Der Pilot dreht sich um.

»Mein Sohn ... ähm ... er liebt ...« Nyipirs Stimme bricht.

Der Pilot wirft einen prüfenden Blick auf den Horizont, dann dreht er nach rechts ab, um den Mount Kenya zu umfliegen. »Batian, Lenana, Macalder«, rezitiert er. Die Spätnachmittagssonne färbt den spärlichen Schnee karmesinrot. Ajany presst das Gesicht ans Fenster und spürt den Schwenk

nach Norden in ihrem Körper. Bald sieht man die Flamingos im flachen, austernschalenfarbenen Wasser des hellblauen Anam Ka'alakol – des Turkana-Sees. »Da hinten ist der Logipi-See«, sagt der Pilot. Hier kennen sie sich aus. Das ist ihr Revier. Telekis Vulkan, ein brauner Krater, vom Wind geformte Landschaftsformationen. Sie fliegen über die Kleinstadt Loiyangalani an der Südküste des Sees, in Richtung des Mount Kulal. Schwenken nach Nordost, halten auf Kalacha Goda zu. Überqueren die Salzfelder am Rand der Chalbi-Wüste. Die Hurri Hills im Dämmerlicht, dann taucht unter ihnen ein verwilderter Landstreifen auf. Das Flugzeug überwindet die Zeit, rast über den ausgehöhlten braunen Felsen, unter dem Ajany und Odidi den raschelnden Marsch der Wüstenheuschrecken beobachtet haben, über die trockenen, goldbraunen Weiden mit grasendem Vieh, auf denen sie hinter selbstgebastelten Drachen hergelaufen sind, Kaktusfrüchte gegessen und einen der reisenden Winde verflucht haben, der ihre Drachen zerfetzte.

Wuoth Ogik.

Zuhause.

Ajany erstickt den Schrei, der ihr im Hals stecken bleibt, packt eine der geheimen Schnüre, hält sie fest in ihrer Faust. Der erste Landeversuch misslingt. Das Flugzeug dreht ab. Ajany kneift die Augen zu, knirscht mit den Zähnen, betet, dass sie dort oben, außerhalb der Zeit gefangen, bleiben. Zweiter Versuch. Sie wappnet sich für den Absturz. Das Ende. Das Flugzeug sinkt, schwenkt seitlich und setzt zu einer sanften Landung an. Staub umwirbelt das Heck.

---

Die Sonne brannte auf einige abgeschiedene Außenposten der Welt, wo der Geist des britischen Empires noch lebendig war.

Babu Paratpara Chaudhari wischte das Glas ab, das seine Zähne enthielt, als er durch die sonnenbeschienene Tür seines grellgrünen Ladens in einer Gruppe von neun Personen einen hellhäutigen Mann erspähte, der mit einem glitzernen Gegenstand in der Hand auf sein Geschäft zukam. Babu sah die Weißen immer zuerst. Es war seine Art, mit einem England in Verbindung zu bleiben, das er sich ausgemalt, geliebt, aber nie mit eigenen Augen gesehen hatte. Mutwilliges Reisen und Vertreibung in ferne Länder hatte seine Brahmin-Familie zu Händlern gemacht. In dem Bemühen, sich an den saftlosen Strohalm seiner Kaste zu klammern, hatte Babu Chaudhari seinen geografischen Landsleuten die Rolle der *Panchamas* zugewiesen, während er selbst sich in der amorphen Rolle des freiwillig auf nichtbritischem afrikanischem Boden Gestrandeten einrichtete. Der Vater seines Vaters hatte mehrere Geschäfte im Norden Kenias eröffnet und war dann nach Äthiopien ausgewandert. Babu Chaudhari fragte sich oft, warum er 1962 nicht zusammen mit dem Rest seiner Familie von Ostafrika nach Rushey Mead im englischen Leicester gezogen war. Stattdessen war er allein zurückgeblieben, um die Familiengeschäfte zu verkaufen, doch als er bei diesem, dem siebten von sieben, angelangt war, kam ein Kunde herein und dann noch fünf weitere. Er hatte sie alle bedient, mit dem festen Vorsatz, den Laden am Ende des Tages zu schließen. Um sich selbst zu versichern, dass er nur auf der Durchreise war, verfasste er jedes Jahr im Januar eigenhändig eine Stellenanzeige für einen Filialleiter, die er an die Tür heftete: *Gehalt Verhandlungssache, Unterkunft und Verpflegung inklusive. Nur Hindi, Urdu oder Gujarati sprechende Bewerber mit Hochschulabschluss*. Er hatte nicht einen geeigneten Anwärter gefunden. Sechsendvierzig Jahre später war er immer noch hier.

Eine Fliege schwebte über einem Sack mit fünf Jahre altem Kurkuma.

»Sch. Sch.« Babu verscheuchte sie.

Er stützte das Kinn in die Hand.

Babu bewegte sich kaum. Gicht und Gallensteine. Seine finstere Alltagsmiene verbarg Ernüchterung. Er verlagerte das Gewicht seines dicken Körpers, und ihm fiel die Haltung des Weißen auf – korrekt, so wie es sich für einen Engländer gehörte. Er runzelte die Stirn über den doppelschnalligen Rucksack des Mannes, entspannte sich jedoch, als er sah, dass dieser aus genarbttem Leder statt aus chinesischem Plastik bestand. Teure, dunkelgrüne Cargo-Hose im Armeestil, beige-farbener Mantel über einem weiten, cremefarbenen Hemd, was alles der Staub, wie Babu wusste, bald rotbraun färben würde. Der Mann war groß, glatt rasiert, breitschultrig und auf subtile Art muskulös; das zottige, grau melierte Haar klebte ihm an der Stirn. Babu ging jede Wette ein, dass er seinen Bart nach fünf Tagen wild wuchern lassen würde. Während Babu mit wachsamem Blick darauf wartete, dass der Mann ihn ansprach, ging er im Geiste alle Waren durch, die er abstoßen wollte: abgelaufene Malariatabletten, Currypulver und andere Gewürze aus den Siebzigerjahren. Er konnte sie mischen und als Heilmittel gegen Zeckenfieber ausgeben. Wenn er noch ein Mantra beifügte, konnte er sogar vorgeben, dass die Mischung, wenn man sie während eines Rituals einnahm, bei dem man wilden Salbei verbrannte, das Antlitz Gottes heraufbeschwöre. Weiße hatten eine Schwäche für derlei Dinge. Außerdem würde das den Preis rechtfertigen.

Babu presste die zahnlosen Kiefer aufeinander und funkelte den betagten Esel böse an, dessen gequältes »lah« ihm die Tage und die meisten Nächte vergällte.

Isaiah William Bolton ließ das tote Mobiltelefon in seine Tasche gleiten, ging mit großen Schritten auf das Geschäft zu und strich die Falten aus seinem Mantel, die das Ergebnis eines beengten Flugs in einem Viersitzer waren – ein Streu-

flugzeug, wie er vermutete. Er ließ den Blick über die Sardinien, den Knoblauch, den Pfeffer und die Cadbury's-Schokolade schweifen. Ein Kichern hinter ihm. Er drehte sich um. Zwei Frauen mit kajalumrandeten Augen starrten ihn an. Eine von ihnen zwinkerte – ein träges Blinzeln mit langen Wimpern, das ihn an das der Kamele erinnerte. Isaiah grinste schief. Definitiv eine Welt, die besser kennenzulernen sich lohnte.

»Sch. Sch.« Mit nach unten gezogenen Mundwinkeln verscheuchte Babu Chaudhari Frauen und Fliegen. Ekelhaft, diese Gefahr eines befleckten Stammbaums.

Heute hatte Babu Chaudharis Haut alle möglichen Braunschattierungen, doch in seiner Jugend hatte man ihn für sein blond gesträhntes Haar, die helle, sonnenempfindliche Haut und die fast blauen Augen geschätzt. Besonders stolz war er auf seine schmale Nase, ihre strenge Symmetrie. Von dem Moment an als er mit seinen goldenen Locken den Mutterschoß verlassen hatte, war er der Liebling aller gewesen, ein begehrter Preis für Familien, die ihre Blutlinie aufhellen wollten.

»Tag. Könnten Sie mir vielleicht sagen, wie weit es nach Kalacha Goda ist?«, sagte der Besucher.

Babu strahlte. Definitiv Engländer. Vergleichsweise dunkelhäutig, aber nichtsdestotrotz Engländer. »Fehr feit.« Er presste die Kiefer aufeinander.

»Wie weit ist *sehr*?«

»Fehr, fehr, fehr feit.«

»Und wie komme ich dorthin?«

»Heute ficher nicht mehr, und morgen auch nicht.«

»Verstehe. Wissen Sie zufällig, wo ich ein Zimmer für die Nacht bekomme?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Hier.«

»Wunderbar. Ein Einzelzimmer, bitte. Wie viel?«

»Dreihundertfünftig, weil Fie ef find.« Der doppelte Preis. Fairerweise musste man sagen, dass er bei einem Amerikaner noch eine Null angehängt hätte. Überdies bot er dem Besucher sein bestes Zimmer an – überwiegend insektenfrei und »für reine Vegetarier reserviert«.

Isaiah zog vierhundert Schillinge aus der Tasche und starrte wie gebannt auf das Glas hinter Babu Chaudhari, in dem dessen Gebiss schwamm.

»Nein, nein, nein!«, sagte Babu. »Fahlen Fie morgen.« Er legte den Kopf schief. Ein scheues Lächeln. Er konnte sich nicht mehr zurückhalten. »England?«

»Ja!«

»Guuut. Gott fegne die Queen ... Kennen Fie tfufällig einen Mr. Clark – ein Dfentleman – oder einen Mr. Harry, ein Mitglied der Royal Feographical Fofiety, der momentan unter unf feilt?«

»Ähm, ich glaube nicht.«

»Fagen Fie, diefer Premierminifter, den wir furfeit haben ...«

Nach kurzem Zögern schob der Besucher seinen politischen Agnostizismus beiseite, ignorierte die ethischen Ansichten, die man ihm in einer zweitklassigen Privatschule eingepflichtet hatte, beugte sich über die Theke und erklärte Babu fast eine Stunde lang den Aufstieg, Fall, Wiederaufstieg und den garantiert bevorstehenden erneuten Fall des Gordon Brown.

»Ein fottifer Dfentleman«, sagte Babu vertraulich. »Kein richtiger Engländer.«

Sie teilten ein wissendes und hochzufriedenes Lachen, während das Zwielicht sich in den Raum stahl.

Draußen hörte man Gemurmel. Eine Frau warf einer anderen eine Beschimpfung an den Kopf. Die lachte höhnisch.

»Fie find auf ihrer Reife noch nicht fo fortgefritten fie fir«, flüsterte Babu.

»Wer?«

»Fie. Die Leute hier. Aber fir begleiten fie. Fuckerbrot und Peitfe, Fuckerbrot und Peitfe.«

Ein Esel schrie, ein Hahn krächte, und die dünne Stimme eines fernen Muezzins rief zum Gebet. Verwirrung überkam Isaiah, und eine leichte Röte überzog seine Haut. Er hatte ganz vergessen, wie weit weg er von zu Hause war.

Später verließ er Babus Geschäft, hatte ein Zimmer für die Nacht, dazu drei Büchsen Corned Beef, drei Packungen Milch, eine SIM-Karte, eine kleine Schachtel mit sechzig Tabletten, Rasiercreme, zwei Rasierer, eine verrostete große Schere, zwei Dosen Kondensmilch, ein Gefäß mit gelbem Curry, gemischt mit braunen und schwarzen Gewürzen, die Parasiten in Nahrung, Wasser und Seele abtöten sollten, einen kleinen grünen Eimer und die hoffnungsvolle Aussicht darauf, dass, wenn es ihm nichts ausmachte, mit Vieh zu reisen, das für den Schlachthof bestimmt war, ein Lkw ihn am darauffolgenden Abend in die Nähe von Wuoth Ogik mitnehmen konnte.

Als Isaiah sein rundes Zimmer sah – die Doumpalmen-Decke, das schiefe Safaribett, die zwei unangezündeten Petroleumlampen, den gesprungenen ovalen Spiegel über dem rudimentären grünen Plastikwaschbecken, aus denen das Bad bestand, und die kompakte, dunkelgraue, kätzchengroße Kreatur, die bei seinem Anblick durch ein unsichtbares Loch flüchtete –, überfiel ihn die Gewissheit, dass er England nie hätte verlassen dürfen.

»Ich fahre nach Kenia«, hatte Isaiah seiner Mutter Selene vor über zwei Jahren verkündet, nachdem er per Post ein altes Buch bekommen hatte. Auf der ersten leeren Seite stand der Name seines Besitzers, und zwischen den mittleren Seiten fand er ein handgemaltes Bild. Selene wurde damals innerlich von einem grässlichen Krebsgeschwür zerfressen. Sie sagte

nichts, doch dicke Tränen fielen auf ihr Nachthemd, und er verschob seine Reisepläne.

Und jetzt war er hier, in Kenia.

In jener Nacht träumte Isaiah von Kälte und Grau: das Gefühl, von einem Gipfel grandioser kapitalistischer Errungenschaften zum nächsten zu fliegen, abzustürzen und auf dem harten Boden zu landen, um die letzten Pennys aufzuraffen, die einzigen Überbleibsel einer riskanten Fehlspekulation. Kalt und blau: Schattierungen des Verlustes, des Suchens und Nie-Findens. Verlassenheit. Kalt und rot: die Farbe des Ins-Leere-Greifens, der Hoffnung, gefunden, auserwählt und für mehr als eine Saison, mehr als seinen Besitz gebraucht zu werden. Kalt und zersplittert: die unmöglich zu erreichenden Bruchstücke der Seele. Kalt und hart: Wiederaufbau. Als er glaubte, wieder auf der Gewinnerseite zu stehen, trieben ihn die unberechenbaren Strömungen des Lebens davon und ließen ihn nicht zurückkehren, nicht ein einziges Mal.

Nebel: ein Dunst aus Schmerzen. Angst: das Gefühl, heimgesucht zu werden, besessen von einer erbarmungslosen Ungewissheit. Er hatte geglaubt, den Nebel durchdringen zu können, hatte Kriegsgebiete bereist – und war zu einem Voyer mit Kamera geworden, doch bei jeder Gelegenheit zum Durchatmen rannte er weiter. Rannte über Straßen und Strände, unwichtige Kleinstadt-Marathons, rannte mit gebleckten Zähnen und geballten Fäusten über Ziellinien, um dem Schreckgespenst der Schande zu entkommen.

Er träumte von seiner Mutter, von ihrem Tod und dessen grauenhafter Stille. Wie er und sein Stiefvater Raulfe später die Überreste ihres Lebens in Kisten verstaut, ihre Schränke und Kommoden ausgefegt und ihre Kleider zu Wohltätigkeitsorganisationen gebracht hatten. Ihr Geld und einen Ehering hatte Selene Isaiah vermacht, den restlichen Schmuck, die

Briefe und den sonstigen Krimskrams hatte sie Raulfe hinterlassen, der, bevor Isaiah etwas dagegen tun konnte, alles in einem Schließfach unterbrachte, das erst nach seinem Tod, an Isaiahs sechzigstem Geburtstag geöffnet werden durfte.

Isaiah hatte seinen Stiefvater zur Rede gestellt: »Warum?«

Raulfe war davongehumpelt und hatte dabei mit brüchiger Stimme »*It Is Well with My Soul*« gesungen.

In Isaiah, ein Sperrfeuer der Gefühle: Zorn-Schmerz-Trotz. Er musste fort und beschloss, auf dem Luftweg an jenen Ort zu reisen, wo er hoffte, den ersten Geist, dem er im Leben begegnet war, zu finden, um ihn dorthin zurückzubringen, wo er hingehörte: nach Hause.

Und trotzdem.

Nebel: ein Dunst aus Schmerzen, und Angst: das Gefühl, heimgesucht zu werden, besessen von einer erbarmungslosen Ungewissheit.